

Deutschlandfunk

GESICHTER EUROPAS

Samstag, 18. März 2017 – 11.05 – 12.00 Uhr

KW 11

Volk sucht Heimat – Aramäer und Assyrer zwischen Deutschland und der Türkei

mit Reportagen von Susanne Güsten
Redaktion und Moderation: Katrin Michaelsen
Musikauswahl und Regie: Babette Michel

(DLF 2016)

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Die Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in §§ 44a bis 63a Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© **Deutschlandradio** ||

- unkorrigiertes Exemplar -

„Es ist wahrscheinlich für jeden Menschen wichtig zu wissen, wo er herkommt, was er ist. Ich möchte das weitergeben, was ich von meinen Eltern gelernt habe. Das ist unsere Kultur, unsere Geschichte.“

Ich wollte den Ort sehen, wo ich geboren war und über den ich so viel gehört hatte. Meine Eltern redeten ja immer nur über den Tur Abdin, von früh bis spät hörte ich vom Tur Abdin, von unserem Dorf Enhil, von all den Dörfern.

Volk sucht Heimat - Aramäer und Assyrer zwischen Deutschland und der Türkei.

Gesichter Europas mit Reportagen von Susanne Güsten. Am Mikrofon ist Katrin Michaelsen

Sie sprechen die aramäische Sprache von Jesus Christus, sie praktizieren leidenschaftlich ihren urchristlichen Glauben, und sie hängen an ihrer historischen Heimat Mesopotamien. Die Suryoye, auf Deutsch auch Aramäer oder Assyrer. Weil Sie sich untereinander nicht auf eine Bezeichnung einigen können, nennen wir im Laufe der Sendung jeden so wie er es wünscht – Aramäer, Assyrer oder Suryoyo.

Die ursprüngliche Heimat dieses Volkes ist der Tur Abdin, ein Hochplateau im Südosten der heutigen Türkei. Ein Gebiet, das mit hunderten uralter Kirchen und Klöster übersät ist. Ein Gebiet, in dem nur noch 2000 Suryoye leben – 300.000 dagegen in Europa, die meisten von ihnen in Deutschland.

Dennoch: Das Heimweh nach dem Tur Abdin hat die Suryoye nie losgelassen. Und als die Türkei vor 15 Jahren einen demokratischen

Wandel erlebte und die Regierung in Ankara die Assyrer und Aramäer zur Heimkehr in ihr Land aufforderte, da nahmen viele diese Einladung an. Hunderte Aramäer sind seitdem dauerhaft in die Türkei zurückgekehrt, tausende haben ihre Häuser, Kirchen und Dörfer wieder aufgebaut, um zumindest die Sommermonate in der alten Heimat zu verbringen.

Nun weht in der Türkei inzwischen wieder ein rauerer Wind, und es herrscht Krieg in unmittelbarer Nachbarschaft, zwischen der Türkei und der kurdischen PKK. Trotzdem kommen nach wie vor Rückkehrer aus Deutschland, die alte, verlassene Dörfer zu neuem Leben erwecken wollen.

REPORTAGE 1

Metertief liegt der Mist in einer Hausruine im halb verlassenen und verfallenen Dorf Enhil. Unter einer Gewölbedecke plagt sich ein kräftiger junger Mann in Khakihosen und schwarzem T-Shirt mit einer Schaufel.

„Es gibt noch viele Brocken in der Erde drin. Einen Großteil konnte ich schon ausheben, der ist jetzt im Garten draussen. Ich will die Substanz nicht allzu groß zerstören, es soll wirklich wenn möglich noch originalgetreu sein. Aber man soll drin leben können, es soll schön sein.“

Sein Elternhaus ist es, in dem Habib Gabriel sich mit der Schaufel abmüht, oder genauer: das Haus, in dem sein Vater geboren ist. Fast 40 Jahre stand es leer - seit sein Vater und Großvater im Jahr 1974 auswanderten nach Deutschland. Seither nutzten kurdische Hirten das Haus als Viehstall, und nun ist der Boden so hoch mit verrottetem Mist aufgeschichtet, dass man nur noch gebückt unter der Gewölbedecke stehen kann. Der Schafmist von Jahrzehnten ist aber nicht Habibs einziges Problem bei dem Vorhaben, den einstigen Familiensitz wieder herzurichten. Der 33jährige lehnt sich auf seine Schippe und lacht verschmitzt:

„Es ist gar nicht so einfach, wenn man seinen Eltern erklärt, wieso man zurückgeht. Weil sie sind den Weg von hier nach Europa gegangen, damit sie es besser haben, damit sie sicher sind vor Repressalien und Gewalt – und dann geht man als Sohn den anderen Weg zurück, dorthin wo es gefährlich ist. Das geht denen noch nicht in den Kopf rein.“

Seine Kinder sollten es besser haben, wünschte sich der Vater. Habib ist in Augsburg geboren und in St. Gallen aufgewachsen, er hat eine Ausbildung als Bauzeichner und einen Schweizer Pass. Aber gesicherte Verhältnisse sind nicht alles im Leben, findet der junge Mann:

„Man hat einfach immer das Gefühl, es fehlt einem etwas – egal, was man hat: Man macht Karriere, hat eine Freundin, hat sehr gute Freunde, einen Freundeskreis. Aber es fehlt einfach irgendwas. Es ist ein Durst, den man nicht stillen kann. Man ist einfach nicht zufrieden, egal was man erreicht hat, und das zieht einen immer wieder hierher – man will hierher kommen.“

Seine Wurzeln sind es, die Habib so rastlos sucht. Seit 15 Jahren kommt er immer wieder in den Tur Abdin - seit er volljährig ist und genug Geld verdient, um sich das Flugticket in die Türkei leisten zu können. Jetzt will er seinen Beitrag dazu leisten, dass diese Heimat nicht verloren geht:

„Ich war früher immer urlaubsmäßig hier, doch irgendwann so vor sechs, sieben Monaten hab ich in den Nachrichten mitbekommen, was momentan hier abgeht - das hat sehr wehgetan. Und ich hab gesagt, soll das übrig bleiben von meinem Volk, meiner Geschichte, ist das alles? Ich muss hier runter!“

Der Krieg in Syrien, die Angriffe des Islamischen Staates in Irak – überall in Mesopotamien sind Assyrer bedroht und auf der Flucht, werden verfolgt und abgeschlachtet. Der Tur Abdin ist ihre letzte Oase, aber auch hier eskaliert rings um sie schon wieder der Krieg zwischen Türken und Kurden. Kein Wunder, dass Habibs Eltern nicht begeistert sind:

„Ich habe erst mit den Eltern geredet, Überzeugungsarbeit geleistet, aber die sind bis jetzt nicht überzeugt. Danach ist mein Grossvater dran gekommen. Der hatte Angst, dass meine Eltern nicht einverstanden sind. Es war sehr komplex. Jetzt hab ich endlich den Schlüssel zum Haus bekommen. Bis ich den Schlüssel bekommen habe, das war wirklich eine Wahnsinnsarbeit.“

Seine Arbeitsstelle in der Schweiz hat Habib gekündigt, seine Wohnung in St. Gallen aufgelöst und sich vorläufig in einem Kloster im Tur Abdin einquartiert. Mit dem Schlüssel in der Hand kann er endlich loslegen mit seinen Plänen für das großelterliche Anwesen in Enhil, das aus zwei Häusern, einem Stall und einem großen Hof besteht.

„Hier ist das neuere Haus, hier ist jetzt zugemauert. Die Baustruktur ist nicht so schlecht. Hier sind die Treppen rauf, das ist der zweite Raum. Man sieht, im Vergleich zum anderen Raum unten ist es hier gar nicht so übel. Es braucht Arbeit, aber ist machbar.“

Und damit beginnen schon die nächsten Probleme. Die ersten Arbeiten hat Habib einem Maurer aus dem Dorf übertragen. Aber mit der krummen und wackeligen Mauer, die der Mann gezogen hat, kann er sich nicht anfreunden:

„Besonders haben sie die Ziegel falsch gelegt. Die müssen hoch gestellt werden. Das sieht man natürlich, wenn man aus Europa kommt. Es ist wirklich, ja, sehr

speziell. Und der dachte, ich zieh die Wände rein, dieser Maurer, und die können da hier drin leben. Können wir nicht!“

Also bleibt Habib nichts anderes übrig, als die Arbeit selbst zu machen - obwohl er darin sichtlich ungeübt ist.

Ich mag das, ich mag die körperliche Arbeit. Es geht einem viel durch den Kopf, wenn man selber arbeitet. In den ersten Tagen, das ist Wahnsinn, da sind mir tausend Sachen durch den Kopf gegangen.

Unter anderem hat er bei der Arbeit versucht sich vorzustellen, wie die Familie hier früher gelebt haben mag.

Ich dachte mir so, okay, wo hat jetzt mein Vater gelegen, wo hat der geschlafen? Wo hat mein Großvater gearbeitet? Wo hat meine Großmutter Essen zubereitet? Das Wichtigste war: Wo gingen die zur Toilette? Weil ich musste dringend zur Toilette.

Zur Toilette - das hat ihm inzwischen der Großvater erklärt – gingen seine Vorfahren in den Wald. Das hat Habib etwas schockiert, vor allem wenn er an seinen Vater denkt:

„Wenn ich ihn jetzt so ansehe, denke ich, so: DER hat HIER gelebt? (lacht) Niemals! Das geht gar nicht! Weil mein Vater ist sehr, hygienetechnisch, Wahnsinn, der schaut wirklich auf alles, der kann kein Staubkorn sehen. Und wenn ich hier so rumschaue, also überall Erde, kein richtiger Boden, Kuhscheiße.“

Gepflegte Toiletten, ein gefliestes Badezimmer und eine moderne Küche will Habib jetzt einbauen – all seine Ersparnisse sind für die Renovierung bestimmt. Das Anwesen in Enhil soll die Heimat werden, nach der er schon sein ganzes Leben sucht:

„Im Kindergarten hat man Freunde, die kommen aus Spanien oder Italien und die fragen, woher kommst Du? Ja, dann erklär mal. Ist gar nicht so einfach. Man fragt sich selber und die Eltern, woher komme ich? Und findet dann seine Heimat und spürt es auch, wenn man hier ist. Es ist etwas, das man nicht beschreiben kann, aber man spürt eine Energie. Aber man hat so ein Gefühl – dass ich hierher gehöre.“

Habib geht den großen, hellen Raum im Oberstock ab, der sein neues Wohnzimmer in der alten Heimat werden soll.

„Man braucht nicht viel - all die Luxusgüter, die man immer kannte, die braucht man hier nicht unbedingt. Und es ist wunderschön.“

Die Geschichte der Aramäer und Assyrer lässt sich nicht erzählen, ohne Station in Mor Gabriel zu machen, einem der ältesten

christlichen Klöster der Welt. Seit über 1600 Jahren ist es das spirituelle Herz der Suryoye und ohne Unterbrechung in Betrieb. Einst arbeiteten, beteten und sangen dort über tausend Mönche, heute sind es nur noch ein paar wenige, die zusammen mit dem Bischof von Tur Abdin hinter den Klostermauern leben. Wie – das wollte William Dalrymple wissen. Der britische Schriftsteller begab sich in den 1990er Jahren auf die Spuren des Mönchs Johannes Moschos.

LITERATUR

Ich sitze vor meiner Mönchszelle unter einem Dach von Weinreben. Erstmals nächtige ich in einem Kloster, in dem Johannes Moschos hätte absteigen können, und höre unter denselben Mosaiken dieselben Kirchengesänge aus dem fünften Jahrhundert. Ich blicke auf die südliche Mauer des wohl ältesten aktiven Klosters in Anatolien. Errichtet wurde es von Kaiser Anastasius im Jahr 512 - vor der Hagia Sophia, vor Ravenna, vor dem Berg Sinai.(...)

Es gibt nur ein paar Kirchen auf der Welt, die so alt sind. Es ist unglaublich, dass diese nicht nur überlebt hat, sondern intakt überlebt hat und sogar noch praktiziert, wo Perser, Araber, mongolische und timuridische Horden gekommen und gegangen sind, Konstantinopel an die Türken gefallen und Kleinasien vollständig von Griechen entleert worden ist – das ist nichts weniger als ein Wunder.

Einer der Mönche, Bruder Jakob, hat gerade vorbeigeschaut und mir frisch vom Spalier gepflückte Trauben gereicht. Jetzt steht er hinter mir und sieht mir beim Schreiben zu. Nach all den Kirchenruinen in ganz Anatolien auf diese Mönche zu stoßen, die fast genau die gleichen Roben tragen, wie sie Johannes Moschos einst getragen haben mag, und die noch immer ein Gebäude dieses Altertums bewohnen - das mutet so merkwürdig an, als begegne man einem längst verlorenen Trupp von römischen Legionären, die irgendeinen entlegenen Wachturm am Hadrianswall bewachen.

Es grenzt fast an ein Wunder, dass es die Aramäer und Assyrer überhaupt noch gibt. Nach dem, was im Jahr 1915 geschah. Ein Völkermord, verübt von osmanischen Truppen, die christliche Minderheiten verfolgten und töteten. Nicht nur Armenier, sondern auch Aramäer und Assyrer. Die offizielle türkische Geschichtsschreibung bestreitet, dass es ein Völkermord war. Die Suryoye aber sprechen vom „Seyfo“ – das bedeutet: „Das Jahr des Schwertes“. Historiker schätzen, dass etwa die Hälfte aller Suryoye damals ums Leben kam. Von den Überlebenden und ihren Nachkommen wanderten die meisten im Laufe des 20. Jahrhunderts aus. Weil sie ihre Kultur und ihre Religion in der Türkei nicht frei leben konnten, aber auch weil sie von kurdischen Zuwanderern vertrieben wurden. Vergessen ist der Völkermord von 1915 bis heute nicht.

REPORTAGE 2

Still brüht das halb verfallene Dorf Aynwardo in der Mittagssonne von Tur Abdin...

...nur vor einem Kastell auf einer Anhöhe regt sich ein angeketteter Wachhund auf. Mit dick seinen gemauerten Festungstürmen und Schießscharten sieht das Bauwerk aus wie eine Burg - doch über den Zinnen ragt ein zierlicher Glockenturm auf, der die Kirche verrät. Ein junger Bauer in Jeans und kariertem Hemd beruhigt den Hund und holt seinen Schlüsselbund. Er heißt Danyel Akbulut und kümmert sich ehrenamtlich als Küster um die Kirche.

“Bu Mor Had Bsabo kilisedir...”

Mor Had Bschoabo heißt die Kirche nach einem syrisch-orthodoxen Heiligen, erklärt der Küster – sie stammt aus dem 4. Jahrhundert und ist also mehr als 1600 Jahre alt. Im Vorhof bleibt Akbulut stehen und legt ehrfürchtig den Finger in das Mauerwerk der Außenwand.

„Hier in den Mauern sehen wir noch die Kugeln, die Bleikugeln aus dem Jahr 1915, die stecken noch in den Wänden – hier sieht man eine und da noch eine und da auch.... „

Mit einer Armbewegung umschreibt er das Kirchengelände:

„Hier draußen im Vorhof und auch drinnen in der Kirche, das ist alles ein großer Friedhof. In der Zeit des Seyfo, des Völkermordes, wurden die vielen Toten hier begraben. Später wurde die Kirche renoviert, und die Gräber sind jetzt unter dem Boden.“

„Simdi kiliseye girdik...“

Treten wir ein in die Kirche, sagt Danyel Akbulut und schiebt die alte Holztüre auf. Auch im Inneren erinnert trotz Renovierung noch vieles in der Kirche an den Seyfo – an das Jahr des Schwertes, wie die Suryoye das Schicksalsjahr 1915 bis heute nennen.

Im Mittelschiff angekommen, zieht der Küster den mit biblischen Szenen bestickten Vorhang vor dem Altar auf und setzt sich in eine Kirchenbank, um vom Seyfo zu erzählen:

„Diese Kirche war im Seyfo eine Art Arche Noah für die Suryoye dieser Region. Suryoye aus der ganzen Umgebung haben sich hierher geflüchtet, als das Abschlachten losging. Die Kirche war vollgestopft mit Menschen. Es gab kaum etwas zu Essen. Das Dorf war eingekreist, die Gemeinde musste sich verteidigen oder sterben.“

Ein Großaufgebot von 13.000 kurdischen Kämpfern hatte damals, im Sommer 1915, das Dorf umstellt, in dem die Suryoye aus den umliegenden Dörfern Zuflucht gesucht hatten. Angeführt wurden die Belagerer von einem Offizier des osmanischen Reiches.

„Dabei hatten die Suryoye nichts getan, sie hatten nie aufbegehrt gegen den Staat. Aber als man die Armenier abgeschlachtet hat, da haben die Kurden und Türken keinen Unterschied gemacht zwischen den Christen hier. Sie sagten: Eine Zwiebel ist eine Zwiebel, egal ob sie rot ist oder weiss. Unter diesem Motto haben sie auch die Suryoye getötet. In Aynwardo blieb uns nichts anderes übrig, als uns zu verteidigen. Entweder das oder sie hätten uns umgebracht.“

Zwei Monate lang hielten die Suryoye von Aynwardo gegen die Belagerer aus, dann wurde ein Waffenstillstand ausgehandelt - die christlichen Verteidiger durften abziehen. Viele wurden auf dem Rückweg in ihre Dörfer trotzdem umgebracht.

Ein Jahrhundert später ist Aynwardo nur noch ein Schatten der blühenden Ortschaft, die es einmal war, und die Mor-Had-Bschabo-Kirche eher ein Mahnmal als eine lebendige Andachtsstätte. Gottesdienste werden hier nur noch selten gefeiert, sagt Danyel Akbulut.

„Wir haben ja keine Priester mehr im Dorf. Gottesdienste gibt es deshalb nur noch im Sommer manchmal, wenn Priester aus der Diaspora zu Besuch kommen. Wir sind nur noch fünf Suryoye-Familien hier. Vor dem Seyfo waren es 350 Haushalte, alle Suryoye. Inzwischen ziehen die Kurden ein, vor allem in letzter Zeit. Heute leben 19 kurdische Familien im Dorf und nur noch fünf Suryoye.“

„Isterseniz d ama cikalim...“

Klettern wir auf den Festungsturm, lädt der Küster ein – von dort ist der Zustand des Dorfes besser zu überblicken

Oben auf dem Turm weht eine frische Brise. Von hier aus geht der Blick weit über die zusammengesackten Ruinen des alten Dorfes. Dazwischen stehen etliche neue Häuser: solide, teils prächtige, zwei- und dreistöckige Wohnhäuser.

„Der Besitzer von diesem Haus dort ist in Deutschland, der da gegenüber ist in der Schweiz, das weiße Haus da, der ist auch in der Schweiz; das restaurierte Haus da oben, der ist in Belgien, und dahinter das, der ist in Deutschland, der da in Holland, der in Frankreich, da ist noch einer in Deutschland – sie sind alle im Ausland.“

Über ganz Europa sind die Suryoye von Aynwardo heute verstreut – im Telefonverzeichnis des Dorf-Vereins stehen 400 Haushalte in Deutschland, 200 in Schweden, 100 in den Niederlanden und je 50 in Belgien, Frankreich und der Schweiz. Nur ein paar alte Suryoye leben noch im Dorf – und die Familie von Danyel Akbulut:

„Unsere Familie ist komplett hier: Meine Eltern und meine fünf Brüder und ich mit meiner Frau und zwei kleinen Töchtern. Mein Vater hat uns nicht auswandern lassen. Er hat immer gesagt, dies ist unser Land, wir gehen hier nicht fort. Sonst wären wir auch gegangen wie alle anderen. Aber er hat gesagt, ich gehe hier nicht fort und ihr geht auch nicht, und so sind wir geblieben.“

Im letzten Jahrzehnt war etwas Hoffnung aufgekeimt in Aynwardo, erzählt Danyel Akbulut. Viele Suryoye kamen im Sommer aus der Diaspora zu Besuch, einige planten die Rückkehr und haben dafür ihre Häuser wieder aufgebaut. Inzwischen ist die Rückkehrbewegung aber ins Stocken geraten. Der Küster weist auf den gegenüberliegenden Hang:

„Das kurdische Viertel dort drüben, da wo das weiße Haus ist, das Land gehört alles den Suryoye, aber das haben sich die Kurden genommen. Neulich kam ein Suryoyo aus der Schweiz zurück und wollte auf sein Grundstück, da haben ihn die Kurden krankenhaushausreif geschlagen, den 80jährigen Mann. Das Land gehört ihm, aber sie bedrohen ihn mit der Waffe und sagen, versuch es nur, wir geben es dir nicht, das gehört jetzt uns.“

Die Moschee dort ist auch neu. Früher gab es keine Moschee in unserem Dorf. Das Land, auf dem sie steht, gehörte auch Suryoye – aber es ist vor ein paar Jahren verstaatlicht worden und dann ist die Moschee darauf gebaut worden. Das Minarett ist erst im letzten Jahr fertig geworden.“

An eine Rückkehr der Suryoye nach Aynwardo glaubt Danyel Akbulut nicht mehr – er weiß nicht einmal, ob er selbst und seine Familie auf Dauer werden bleiben können.

„Vallahi, böyle devam ederse...“

Wenn es so weitergehe, sagt der Küster, dann werde es bald vorbei sein für die Suryoye in ihrer Heimat.

LITERATUR

Eine Stunde vor der Vesper, holten die Mönche, Novizen und Schuljungen die Leitern heraus und begannen mit der Ernte der Pistazienbäume von Mor Gabriel.

Die Obstgärten standen auf einer Kaskade von schmalen Terrassen, die vom Eingangstor des Klosters her abfallen. Die Trauben auf den unteren Terrassen waren bereits schwarz vor Süße, und bei den Mandeln platzten die Hülsen schon auf; aber die Pistazien waren so reif, dass sie zweifellos verrotten würden, wenn sie nicht in dieser Woche gepflückt würden. Also schwärmten die Jungen um die Pistazienbäume und versuchten in das Geäst zu klettern, ohne die Trittleitern zu nutzen, indem sie sich hochzogen und sich an die Enden der Äste hinaus schwangen. (...)

Während sie so kraxelten, plauderten die Erntehelfer miteinander auf Turoyo, dem modernen Dialekt des Aramäischen, den die Suryoye noch heute als Muttersprache sprechen. Es hatte einen völlig anderen Klang als Türkisch oder Kurdisch oder jede andere anatolische Sprache, die ich je gehört hatte, und klang viel mehr wie die kehligen Auslassungen des Hebräischen oder Arabischen. So ungefähr muss sich Jesus angehört haben, als er als Junge in der Schreinerwerkstatt zuhause Aramäisch sprach oder am See Genezareth mit seinen Freunden plauderte.

Die aramäische Sprache bewahren und zugleich in anderen Kulturen leben. Das ist der Spagat, den Assyrer und Aramäer weltweit hinbekommen müssen. Tausende leben in Australien und Argentinien, zehntausende in Amerika und hunderttausende in West-Europa: Und zwar in Schweden, in den Niederlanden, in Belgien und in der Schweiz. Die weltweit größte Gruppe von Assyrern und Aramäern aber lebt in Deutschland – mehr als 100.000 sind es und fast alle sind inzwischen deutsche Staatsbürger geworden. Die meisten Kirchengemeinden gibt es in Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg, die älteste aber ist in Augsburg.

REPORTAGE 3

Gemeindefeier im Assyrischen Mesopotamienverein in Augsburg, eine Kindergruppe führt ihr Blockflötenspiel vor. Der Saal ist voll: An langen Tischen sitzen über hundert Männer und Frauen bei Kaffee und Kuchen, dazwischen tummeln sich mindestens ebensoviele Kinder und Jugendliche. Vom Neugeborenen bis zur Ur-Oma sind alle Altersstufen dabei, jeder kennt jeden, und die Blockflöten kommen kaum an gegen den Geräuschpegel der vielen Unterhaltungen. Hinter den Kulissen bereitet ein dunkelhaariger Mann mit der zierlichen Figur eines Tänzers inzwischen den nächsten Auftritt vor. Eine Kindergruppe soll zeigen, was sie bei seinen Folklorestunden im Verein gelernt hat, sagt Tomas Makko:

„Wir haben hier vier Tanzgruppen von 60 bis 70 Jugendlichen und Kindern. Wir werden das heute auch vorführen, damit die anderen Kinder sehen, was hier so geboten ist im Verein.“

In einer Reihe untergehakt führen die Kinder in ihren Jeans und Turnschuhen einen assyrischen Volkstanz vor, der natürlich gut ankommt – diesen Tanz kennt jeder im Saal, sagt Tomas Makko:

„Wir haben den Tanz Idibida vorgeführt, das heisst ‚Hand in Hand gehen wir nach Babylon und Niniveh‘. Das ist der einfachste Tanz im Assyrischen, die Hurse. Die wird auch getanzt auf den Hochzeiten, auf den Veranstaltungen.“

Seit er sieben Jahre alt ist, gehört Tomas Makko zu der Folkloregruppe, das sind inzwischen 35 Jahre. Als ehrenamtlicher Tanzlehrer gibt der Elektrokaufmann sein Können jetzt an die nächste Generation im Verein weiter. Das ist mehr als ein Hobby, sagt er:

„Es ist wahrscheinlich für jeden Menschen wichtig zu wissen, wo er herkommt, was er ist. Ich möchte das weitergeben, was ich von meinen Eltern gelernt habe. Das ist unsere Kultur, unsere Geschichte.“

Eigentlich kommt Tomas Makko ja aus Niedersachsen, dort ist er jedenfalls geboren. Seit seinem fünften Lebensjahr wohnt er in Augsburg, wo er aufgewachsen ist, geheiratet und selber Kinder bekommen hat. Dennoch hängt der deutsche Staatsbürger am Tur Abdin und an Enhil, dem Dorf, aus dem seine Eltern 1970 ausgewandert sind:

„Ich war bis jetzt schon sieben Mal dort, das ist für mich sehr, sehr schön. Es ist eine Bindung da, klar. Es ist das Vaterhaus, mein Elternhaus, meine Ahnen kommen von dort. Es ist natürlich immer wieder, auch wenn man hier aufgewachsen ist, ein Stück Heimat.“

Im Saal geht es weiter im Programm, ein Wettspiel für die Kinder ist an der Reihe. Am Mikrofon führt eine blondgelockte Powerfrau durch den Nachmittag – es ist Tanja Makko, die Ehefrau von Tomas. Aus Gütersloh kommt sie, einer der größten assyrischen Gemeinden in Deutschland, doch ihre Familie stammt aus demselben Dorf im Tur Abdin wie die ihres Mannes.

„Meine Mutter, die kommt auch aus Enhil. Zufall? Man kennt sich halt aus dem Verein, und die Familien sind befreundet.“

Die alten Bande aus dem Dorf in Tur Abdin bestehen in der deutschen Diaspora weiter fort, und auch Kultur und Brauchtum des Tur Abdin werden überall gepflegt, wo Assyrer leben. Vor allem natürlich der syrisch-orthodoxe Glaube – über 50 Gemeinden und eine eigene Ezdiözese hat diese urchristliche Kirche, die älteste der Welt, in Deutschland. Aber auch ihre Sprache und die alten Lieder und Tänze sind den Assyrern wichtig, sagt Tanja Makko – und ganz einfach das Zusammensein:

„Bei uns im Verein in Gütersloh, da haben wir ja auch einen Mesopotamienverein, da waren wir schon immer aktiv. Und wo ich dann hierher geheiratet habe, hab ich das natürlich weiterhin betrieben, auch für meine Kinder und Freunde und Familie. Wir sind eigentlich wie eine große Familie bei uns hier im Verein.“

Rund tausend Augsburger Assyrer engagieren sich im Mesopotamienverein und besuchen regelmäßig seine Veranstaltungen - von der Krabbelgruppe bis zum Altentreff, vom Sprachunterricht bis zur Flüchtlingshilfe, von der Fussballmannschaft bis zum Kinderchor. Tanja Makko arbeitet neben ihrem Beruf als Bankkauffrau und ihren drei Kindern in der assyrischen Frauengruppe mit, hat eine assyrische Kinderspielgruppe aufgezogen und tanzt auch selber bei der Folkloretruppe - und das alles, obwohl sie noch nie in Mesopotamien gewesen ist:

„Ich persönlich war ja noch nie im Tur Abdin. Ich bin hier geboren und war selber noch nie dort. Für mich ist es sehr wichtig, dass wir unsere Sprache und alles erhalten aus dem Grund: Wir sind eine christliche Minderheit, wir haben leider kein Land mehr, und das sind unsere Wurzeln. Natürlich haben wir uns hier komplett integriert. Aber es ist dennoch wichtig, dass man seine Muttersprache unbedingt erlernen sollte. Und deswegen ist es umso wichtiger, dass wir alle gemeinsam und aktiv sind und viel über die Geschichte unseres Volkes erzählen und reden und erleben und Veranstaltungen organisieren so wie jetzt heute.“

Auch ihre drei Kindern haben Tanja und Tomas Makko so erzogen. Die jüngste Tochter der Makkos, die zehnjährige Ilana, ist heute als mitwirkende Künstlerin dabei und betritt mit der Gitarre in der Hand die Bühne.

Hinter den Kulissen erholt Ilana sich anschließend vom Lampenfieber und plaudert über ihr Repertoire:

Ich sing meistens auf Englisch, aber auf Assyrisch mag ichs auch sehr zu singen, weil es gibt auch sehr tolle Lieder.

„Das ist ein Weihnachtslied, ein typisches.“

Über das Heimatland, aus dem dieses Lied stammt, weiß Ilana Bescheid:

Unser Land gibt es heute nicht mehr, es ist die heutige Türkei, Syrien, Irak.

Mit dem Spagat zwischen der deutschen Gesellschaft und der assyrischen Gemeinde hat sie kein Problem:

„Ich hab mehrere Freunde, hier hab ich ein paar, und in meiner Schule hab ich auch noch welche.“

Die Feier im Vereinsheim neigt sich dem Ende zu, zum Abschluss wird gemeinsam Besinnliches gesungen – dann werden die Männer, Frauen und Kinder aus dem assyrischen Nachmittag wieder zurückkehren in ihren deutschen Alltag. Für Tomas Makko gehört beides zu seiner Identität:

„Ich verstehe mich schon als Assyrer, klar, ist einfach so, bin so aufgewachsen. Meine Kinder eigentlich auch, glaube ich zumindest. Trotzdem ist es so, dass ich geteilt bin. Ich sehe mich genauso als deutscher Bürger wie jeder in Deutschland. Es ist halb-halb.“

Wo aber ist seine Heimat, wo die Zukunft seiner Kinder?

„Die Zukunft meiner Kinder sehe ich hier in Deutschland, muss ich ehrlich sagen. Auch meine Zukunft. Wir sind hier aufgewachsen in Augsburg, es ist unsere Heimat geworden, und wir fühlen uns sehr wohl in Augsburg. Unsere Heimat ist eigentlich Augsburg.“

Das Dorf Enhil, die Heimat der Familie Makko aus Augsburg, das Dorf, wo auch Habib Gabriel sein Elternhaus wieder herrichtet, das Dorf Enhil hat sich verändert. Einst lebten hier hunderte assyrische Familien. Heute sind es vor allem Kurden, die bei den Behörden beantragt haben, Enhil umzubenennen und der Ortschaft einen kurdischen Namen zu geben. Das Land der Assyrer und Aramäer, es ist uns heute vor allem als kurdisches Siedlungsgebiet bekannt – und die letzten Spuren einer jahrtausendealten Zivilisation schwinden dahin.

REPORTAGE 4

Ein unbefestigter Weg führt von der Kreisstadt Midyat nordöstlich in die Wildnis – für einen Esel geeignet oder einen Traktor, aber nicht für das Auto, das bald steckenbleibt.

Der Archäologe Eliyo Eliyo, ein hagerer und asketisch wirkender Mann, lässt den Wagen stehen und wandert unbekümmert weiter – er ist sowieso meistens zu Fuss unterwegs, damit ihm nichts entgeht von den steinernen Zeugnissen der assyrischen Geschichte im Tur Abdin. Heute läuft er zu einer Stätte, die er schon öfter aufgesucht hat.

„Wir sind auf dem Weg nach Deir Hadad und zum Kloster Mor Aho. Hadad ist der Name des assyrischen Sturmgottes, und Deir Hadad ist eine sehr alte Stätte. Es war wohl einmal ein Tempel für den Sturmgott. Als die Assyrer das Christentum annahmen, bauten sie dann das Kloster an den Tempel.“

Sieben Kilometer weit ist der Fußmarsch, dann taucht auf einer Anhöhe ein Bauwerk auf. Nach einem assyrischen Tempel oder einem frühchristlichen Kloster sieht es allerdings nicht aus, eher nach krudem Beton. Ein fensterloser Rohbau steht hier mitten in der Wildnis, und rundherum ist eine Mauer gezogen. Kloster und Tempel verbergen sich nun hinter der Mauer auf dem Grundstück des Hausbesitzers, einem kurdischen Geschäftsmann aus Midyat.

„Ich weiß nicht, wie er solch eine Anlage kaufen konnte, aber das hat er getan - ich habe die Papiere gesehen. Nun hat er eine Mauer gebaut und das Kloster darin eingeschlossen.“

Im Moment ist von dem Hausbesitzer nichts zu sehen, die Baustelle liegt verlassen da. Um in das Kloster zu gelangen, muss man das ummauerte Grundstück betreten und über das Geröll klettern, das vor der alten Kirche aufgehäuft ist.

„Dies war ein Grabstein, er trägt eine assyrische Inschrift... Hier ist ein Kreuz...“

Das Innere der alten Klosterkirche bietet ein Bild des Schreckens. Die Kirche ist offensichtlich erst kürzlich mutwillig verwüstet worden – die Wände mit Spitzhacken aufgebrochen, der Boden aufgerissen und mit metertiefen Kratern zerlöchert. Selbst die Heiligengräber am Altar sind aufgebrochen und zerwühlt. Eliyo Eliyo ist den Tränen nahe:

„Das muss man sehen, um es zu begreifen. Sie zerstören die Kirche. Pass auf, dass du nicht in eines dieser Löcher hineinfällst. Und dieses Loch ist neu, das war neulich noch nicht da.“

Damit enden die Schrecken noch nicht. Im Vorhof der Kirche gähnt ein weiteres Loch, davor liegen menschliche Gebeine offen herum.

„Hier haben sie auch gegraben. Das war ein Brunnen. Wenn man reinguckt, sieht man noch mehr Knochen - Menschen. Es ist ein Massengrab von 1915, vom Seyfo, dem Völkermord.“

Eliyo liegt den Behörden schon seit zwei Jahren vergeblich in den Ohren, sie sollten etwas unternehmen – immerhin steht das Kloster offiziell unter Denkmalschutz. Aber die Behörden stellten sich taub, sagt der Archäologe, und das nicht nur in diesem Fall.

„Ich kann dir Hunderte solcher Stätten zeigen, nicht nur ein oder zwei. Dies ist kein isolierter Fall, nein, alles andere als das.“

Niemals hätte er gedacht, dass er einmal den türkischen Kulturbehörden nachtrauern würde, sagt Eliyo. Seit drei Jahren ist nicht mehr die Regierung in Ankara zuständig für die Kulturgüter in dieser Gegend, sondern die kurdische Lokalverwaltung. Seither habe ich die Zerstörung des assyrischen Kulturerbes im Tur Abdin rasant beschleunigt, sagt Eliyo:

„Es geht um die Frage, wessen Land dies ist. Es ist das Land der Assyrer, doch die assyrischen Menschen sind fort aus dem Tur Abdin. Was noch übrig ist von ihnen, das sind ihre historischen Stätten. Wenn die Kurden die auch noch zerstört haben, dann werden sie sagen können, hier sei vor ihnen nichts gewesen. Und wenn sie fertig sind, dann nennen sie es Kurdistan.“

Verzweifelt kämpft Eliyo bei Behörden und Gerichten gegen die Zerstörung an. Die Rettung des assyrischen Kulturerbes ist ihm zur Lebensaufgabe geworden, seit er vor 15 Jahren eher zufällig darüber gestolpert ist. Bis dahin lebte er in Schweden, wo er aufgewachsen ist, studiert und ein erfolgreiches Unternehmen geführt hat. Erst als die türkische Regierung im Jahr 2001 die Assyrer zur Rückkehr einlud, wurde er neugierig auf das Land, aus dem seine Eltern ausgewandert waren, als er sieben Jahre alt war. Er schlug einem Freund vor, im Urlaub gemeinsam die alte Heimat zu besuchen.

„Ich wollte den Ort sehen, wo ich geboren war und über den ich so viel gehört hatte. Meine Eltern redeten ja immer nur über den Tur Abdin, von früh bis spät hörte ich vom Tur Abdin, von unserem Dorf Enhil, von all den Dörfern (lacht). Mein Freund sagte, okay, aber wir fahren als Touristen, steck deine Nase nirgends rein. Ich sagte in Ordnung, aber als ich ankam und dies alles sah... Wenn man das sieht, wie kann man dann nichts machen?“

Seither wandert Eliyo mit Kompass und Kamera durch den Tur Abdin, um das assyrische Kulturerbe zu dokumentieren, bevor es zu spät ist. Manchmal bekommt er Aufträge von türkischen Museen oder von assyrischen Gemeinden, die ihre Kirche restaurieren, aber hauptsächlich lebt er noch immer vom Erlös seiner schwedischen Firma, die er dafür verkauft hat. Ungefährlich ist es nicht, was Eliyo da tut. Der kurdische Grundbesitzer, der hier mit der Spitzhacke gewütet hat, lässt ihn suchen, seit Eliyo ihn angezeigt hat – und er ist nicht der einzige. Länger sollte er sich deshalb nicht hier aufhalten, wo man ihn vom nächsten kurdischen Dorf aus sehen könnte. Der Archäologe blickt sich ein letztes Mal in der verwüsteten Kirche um:

„Dies ist Geschichte, unsere Geschichte, und das sage ich nicht als Assyrer. Es ist Menschheitsgeschichte. Warum muss man das zerstören? Lasst es doch in Ruhe. Bevor es ein Kloster war, war es ein Tempel. Die Leute damals haben ihn nicht

zerstört, als sie Christen wurden, sie haben etwas Neues dazu gebaut. Und das Leben ging weiter. Sie erzählen uns noch immer ihre Geschichte - die Geschichte unseres Volkes.“

LITERATUR

Einige der älteren Jungen waren an die Pulte getreten und standen hinter den Mönchen, stimmten ein in ihren Gesang. Der Gesang entrollte sich, so tief und klingend wie ein gregorianischer cantus, aber mit einer orientalischeren Stimmung, und die merkwürdig ungreifbaren Modulationen hallten in den byzantinischen Gewölben.

Bald zog eine unsichtbare Hand die Vorhänge vom Altar zurück; ein Junge mit einem qualmenden Weihrauchfass rasselte mit den Ketten. Die gesamte Gemeinde begann mit einer Reihe von Niederwerfungen: aus dem Stand fielen die Kirchgänger auf die Knie und senkten die Köpfe auf den Boden, so dass alles, was man von hinten sah, eine Reihe aufragender Gesässe war. Alles, was diesen Gottesdienst von dem in einer Moschee unterschied, war dass sich die Kirchgänger während ihrer Niederwerfungen bekreuzigten und wieder bekreuzigten. So beteten die frühen Christen, und es ist genau die Art der Anbetung, die Moschos in seinem Buch beschrieben hat. Die Moslems leiteten ihre Techniken des Gottesdienstes im sechsten Jahrhundert offenbar von der bestehenden christlichen Praxis ab. Islam und der christliche Orient haben die ursprünglichen frühchristlichen Traditionen bewahrt; es ist das westliche Christentum, das mit der heiligen Tradition gebrochen hat.

Trotz aller guten Absichten, die Geschichte, die Häuser, die Klöster und Kirchen zu bewahren, die Zukunft der Suryoye ist einmal mehr ungewiss. Der Kurdenkonflikt, vor dem sie einst geflohen waren, eskaliert wieder und jenseits der nahen Grenze zu Syrien hat sich die Terrormiliz „Islamischer Staat“ etabliert. In Kafro, einem kleinen Dorf in der Nähe von Enhil herrschen Furcht und Ratlosigkeit. Dabei galten die Aramäer aus Kafro einst als Pioniere. Aus Deutschland, Schweden und der Schweiz kehrten Sie vor zehn Jahren zurück und bauten das Dorf wieder neu auf: Mit prächtigen Villen, einer Kirche, einem Sportplatz, einem Restaurant, einem Internet-Café. Finanziert durch Ersparnisse. Die christlichen Rückkehrer von Kafro wollten mit

gutem Beispiel vorangehen, jetzt aber sitzen sie zwischen allen Stühlen und fühlen sich im Stich gelassen: Von der Türkei, von Deutschland und von den eigenen Landsleuten in der Diaspora.

REPORTAGE 5

„Neiiiiin, ich kann niiiiicht...“

Nahir geniert sich. Der Vierjährige behauptet, er könne kein Deutsch – aber irgendwann sprudelt es dann doch aus ihm heraus.

„...zwölf, dreisehn, ähhhm, fünfzehn... „

Die Eltern, Sonya und Israil, amüsieren sich über ihren sprachgewandten Sohn, denn Nahir ist noch nie in Deutschland gewesen – auch wenn die ganze Familie so aussieht, als lebte sie noch immer in Göppingen.

Sonya: „Also, der kann ein bisschen, hat er vom Fernseher gelernt.“

Nahir: „...ha, tre, tlotho...“

Ha, tre, tlotho - auf Aramäisch geht es natürlich noch besser, denn Nahir ist ein echtes Kind des Tur Abdin. Das Nesthäkchen ist erst seit der Rückkehr der Familie geboren, die 2006 nach fast 30 Jahren in Deutschland mit ihren drei älteren Kindern in den Tur Abdin gezogen ist. In ihrem Dorf, Kafro, leben ausschließlich Suryoye - alles Rückkehrer aus Deutschland, der Schweiz und Schweden, die das zerstörte Dorf im vergangenen Jahrzehnt komplett neu aufgebaut haben.

Nahir: „Haribo!“

Sonya: „Er bekommt auch Haribo aus Deutschland...“

Deutsche Gummibärchen möchte die Familie auch in Kafro nicht mehr missen, ebensowenig wie ihren deutschen Filterkaffee oder das deutsche Fernsehen aus der Satellitenschüssel. Auf einige andere deutsche Vorzüge müsse man hier leider verzichten, sagt Familienvater Israil:

„Einige Sachen, also Pünktlichkeit, Korrektheit, Sauberkeit, Menschlichkeit, Wohlstand - die fehlen hier. Weil wir in Europa lange Zeit gelebt haben, sehen wir das auch so.“

Etwas anderes haben sie aber nie erwartet, sagen Israil und Sonya. Schließlich seien sie nicht zum Vergnügen von Göppingen an den Tigris gezogen, sondern um den Suryoye in Europa mit gutem Beispiel voranzugehen und ihnen zu zeigen, dass eine Rückkehr in die Heimat möglich ist. Ein gutes Maß an Mut gehört zur

Rückkehr, das war Israil von vorneherein bewusst. Womit er nicht gerechnet hatte und was ihn mehr aufregt als die rauen Sitten der Region, das sind die Scherereien mit dem deutschen Staatsbürgerschaftsrecht.

„Wenn ich hierher kam, war ich wie ein Ausländer. Da habe ich mich entschlossen, die türkische Staatsbürgerschaft wiederzunehmen. Und nachdem Nahir geboren wurde, 2011, sind wir zum deutschen Konsulat in Ankara. Da haben sie festgestellt, dass ich neben deutsche Staatsbürgerschaft die türkische habe, und da haben sie mir die deutsche entzogen.“

Jahre später hat Israil diesen Schock noch nicht verwunden.

„27 Jahre war ich in Deutschland, und auf einmal haben sie mir den Pass weggenommen. Ich habe denen gesagt, ich habe den ja nicht zum Spass genommen, nicht dass ich den ausnütze. Haben sie gesagt: Uns ist das egal, deutsche Gesetzbuch steht drin, wenn sie zweite Staatsbürgerschaft haben, entziehen wir den deutschen Pass. Fertig, aus.“

Um seine Geschwister in Göppingen und Augsburg zu besuchen, braucht Israil nun ein Visum. Die anderen Familienmitglieder sind nach wie vor deutsche Staatsbürger: Sonya, Nahir, der ältere Sohn und die beiden Töchter. Aber das ist auch nicht unproblematisch, erzählt Israil:

„Meine ältere Tochter ist auch deutsche Staatsbürger. Sie hat Deutschlehrerin gelernt. Damit sie vom Staat bezahlt wird als Lehrerin, müsste sie türkische Staatsbürgerschaft haben. Ansonsten geht das nicht.“

Weil sie keine türkische Staatsbürgerin ist, kann Amedya nicht verbeamtet werden, bekommt keine Krankenversicherung und kann trotz ihres Studiums nur als schlecht bezahlte Hilfskraft arbeiten. Der ältere Sohn hat mangels beruflicher Perspektive bereits aufgegeben und ist nach Deutschland zurück.

„Ich wollte nicht dass mein Sohn auch nach Deutschland zurückkehrt. Aber weil er hier keine Möglichkeiten hatte wie in Europa, da hat er, nachdem er 18 war, dort eine Lehre begonnen.“

Inzwischen wird die Lage auch für Israil selbst schwierig. Seine Baufirma bekommt keine Aufträge mehr, seit der Kurdenkrieg wieder eskaliert und die christlichen Rückkehrer ausbleiben.

„Jetzt ist seit zehn Monaten keine Arbeit, kein Gehalt, man ist allein gestellt hier. Es ist nicht so wie Europa, dass man sagt, ich bekomme Arbeitslosengeld oder versuche was anderes zu finden. Hier gibt es nichts.“

Die Einschläge des Kurdenkrieges kommen immer näher.

„Halbe Stunde haben sie gekämpft und geschossen. Richtig große Waffen, keine Flinten oder Kalaschnikow - größere Waffen. Nach halber Stunde war es vorbei, aber auf zwei Seiten ist unser Wald gebrannt. Aber viele Hektar sind verbrannt. Weinberge, Wald und so.“

Israil ist enttäuscht von beiden Konfliktparteien, der PKK und dem türkischen Staat, denn beide hatten die Rückkehr der Suryoye begrüßt und ihnen Unterstützung versprochen. Besonders enttäuscht ist er als Staatsbürger von der Türkei:

„Wir erwarten mehr vom Staat, dass sie uns schützen. Wenn hier Feuer ausbricht, erwarte ich vom Staat, dass sie uns schützen. Aber wir werden alleine gelassen.“

„Gehen wir langsam?“

Nahir: „Ich geh Kindergarten!“

Nicht in den Kindergarten geht Nahir – den gibt es hier nämlich gar nicht -, sondern zu Nachbarn zum Spielen.

Nahir wird bei den Nachbarn freudig begrüßt und abgegeben. Auf dem Rückweg durchs Dorf zeigt Israil auf die Häuser all der Rückkehrer, denen die Kinder schon weggelaufen sind nach Europa.

„Ich habe drei Kinder gehabt hier. Saliba hat drei, Nail hat zwei, Muhtar hat zwei, Bedros hatte drei, Aziz, mein Schwager, hat zwei - alle sind weg, nur meine zwei Töchter sind dageblieben.“

Das neue Haus, vor knapp zehn Jahren für eine große Familie mit vielen Besuchern gebaut, ist still und leer. Und Israil, der Pionier der Rückkehrbewegung, ist traurig und entmutigt.

„Viele Kinder von uns sind in Europa geboren. Die wollen nichts mehr vom Tur Abdin oder Mesopotamien hören. Wir haben die Kraft nicht, wir haben die Bildung nicht, ihnen beizubringen, was Heimat ist, was Mesopotamien. Wir sind in schwieriger Lage - kurz vor dem Aus.“

Volk sucht Heimat - Aramäer und Assyrer zwischen Deutschland und der Türkei. Das waren Gesichter Europas mit Reportagen von Susanne Güsten. Sie hörten eine Wiederholung aus dem Jahr 2016. Die Literatúrauszüge stammen aus dem englischsprachigen Buch „From The Holy Mountain: A Journey among the Christians of the Middle East“. William Dalrymple ist der Autor und Axel Gottschick hat seine Texte gelesen. Musikauswahl und Regie: Babette Michel. Ton und Technik: Michael Morawietz und Jens Müller. Am Mikrophon war Katrin Michaelsen.